



Der Sohn des Bannerherrn

Der Sohn des Bannerherrn

Schluß

Episode aus dem Kappeler Krieg

Von Joseph Spillmann S. I.

Nachdruck verboten

VII. Der Kampf auf dem Gubel

Am Montage vor Simon und Judä 1531 waren die Bewohner von Zug in großer Furcht und Aufregung. Schon in der Morgenfrühe war die Kunde gekommen, daß Heer der Berner ziehe sendend und brennend vom „Freien Amte“ herauf, habe die Reuß überschritten und wende sich über Cham und Steinhausen nach Weidenstorf, und bald bestätigten die Rauchsäulen brennender Häuser dessen Ankunft. Kurz nach Mittag kam noch eine andere Schreckensnachricht. Eine starke Abteilung der Zürcher, an die achttausend Mann, habe mit Ross und Troß den Bergflamn zwischen der Siehl und der Lorze erstiegen; sie wolle über die Höhen von Menzingen ziehen und den Juckerberg gewinnen, um das Lager der katholischen Kantone im Rücken zu fassen. Andere meldeten, der Zug gelte dem Kloster Einsiedeln; als Rache dafür, daß Zwinglis Leiche von Henfershand verbranzt worden, wollten sie den „Einsiedler Gözen“, den „Weidenstock“ — so nannten die Zürcher das Gnadenbild der Mutter Gottes — zusamt dem Kloster gleichfalls verbrennen.

Bald darauf trug der Ostwind das Sturmläuten von Schönbrunnen, Neuheim und Menzingen ins Tal hinab, und als die Glocken verstummt, füllte sich das Städtchen mit flüchtigen Bergbewohnern, welche Haarsträubendes über die fanatische Wut der Zwinglianer berichteten. Fürchterliche Rache, hieß es, werde an den Wehrlosen für die Niederlage bei Kappel genommen. Die geringe Habe der Bergbewohner sei mutwillig zerstört, das Vieh zwecklos hingerichtet, und auf manch wohnliches Bauernhaus der rote Hahn gesteckt. Am schrecklichsten aber wüteten die Reformierten gegen Kreuze und Bildstöcke, Kirchen und Kapellen.

Im katholischen Lager hieß man Kriegsrat. Die Hauptleute durchschauten den Plan des Feindes, sie durch diese Bewegungen zum Aufgeben ihrer festen Stellung bei Inwyl zu verleiten, und man beschloß, unverrückt stehen zu bleiben. Im Laufe des Nachmittags zog der alte Schultheiß Hug von Luzern mit fünfzehnhundert ausgerlesenen Streitern

auf die Höhe von Allenwinden, um den Zürichern diesen wichtigen Platz zu verlegen.

Beim Einbruche der Nacht schickte Hug sechshundert zweihundert dreißig Mann unter Anführung des Christian Sten von Ageri auf Kundschaft aus; auch sollten sie sehen, ob sie vielleicht während der Nacht den Feind schädigen könnten. Es waren kräftige Leute, großenteils vom Menzingerberge und aus dem Ageritale, und jeder Pfad und Fels der Umgegend war ihnen vertraut. Sie brannten vor Begier, die gotteslästerischen Frevel zu rächen. Um sich in der Dunkelheit zu kennen, zogen sie weiße Hirtenhemden über ihre Rüstung an oder banden sich weiße Tücher um; als Feldgeschrei wählten sie den Ruf: „Maria, die Mutter Gottes!“

Inzwischen hatte die Nacht die Züricher auf dem Wege überrascht. Im Bewußtsein ihrer Übermacht lagerten sie sich ohne Ordnung und Kriegszucht zwischen den Höhen Etterstalden und Fürschwenden in zwei übereinander liegenden Berghäusern an den Abhängen des Gubels. Der Gubel ist die höchste Kuppe des Höhenzuges von Menzingen. Von ihm aus bietet sich dem Auge eine entzückende Fernsicht; auf der einen Seite die Berge von Schwyz und Glarus, nach der andern Seite hin das wildromantische Tal, das sich die Lorze vor undenklichen Zeiten gegraben, und darüber hinweg das fruchtbare Land um Zug und Baar, welches sich wie ein schöner Garten hinzieht. An jenem Abende aber war der Anblick traurig und trostlos. Brennende Bauernhäuser färbten den Himmel mit düsterer Glut. An den zahlreichen Wachtfeuern, welche die Abhänge des Berges bedeckten, ging es laut und wüst her; allerwärts trieben trunksame Knechte ihren Mutwillen.

Wolfgang hatte sich dem Gewühle entzogen. An einem einsamen Plätzchen setzte er sich auf einen Felsblock, stützte lange Zeit das Haupt auf beide Hände und ließ die Ereignisse der letzten Tage an seinem Geiste vorübergehen. So blindlings hatte er sich den Zürichern in die Arme geworfen, krampfhaft sich an

dem Glauben festklammernd, sie wollten nur den Frieden und das Glück der Schweiz. Jetzt war sein Vertrauen auf den eidgenössischen Edelmut Zürichs im Begriffe, sich als Nebelgebilde aufzulösen; die brennenden Höfe warfen ein grelles Licht darauf. Er hatte sich einreden lassen, nur zum Frieden wolle Zürich die katholischen Kantone zwingen; heute muß er von angesehenen Herren hören, es handle sich darum, mit Gewalt die Waldstätte dem lauteren Evangelium zu unterwerfen. Als er Zeuge war, wie die Knechte Wehrlose mißhandelten und mutwillig die geringe Habe der Bergbewohner verderbten, war er zu Landeshauptmann Frei, dem Führer des Zuges, geeilt und hatte ihn aufgesondert, solchem Treiben entgegenzutreten. Das sei nur eine kleine Strafe für den Göhndienst dieser Amalekiter, hatte die Antwort gelautet, die ihm zu teil wurde. Die Vernichtung des alten katholischen Glaubens war also die wirkliche Abjekt Zürichs! Wolfgang hatte sich getäuscht, und es war für ihn Gewissenspflicht, das Heer, dem er sich eingereiht, stehenden Fußes zu verlassen, auch wenn er hiermit auf Agnes verzichten mußte.

Diese ernste Forderung war dem Jüngling eben lebhaft zum Bewußtsein gekommen, als naher Wortwechsel seinen Gedankengang unterbrach. Er glaubte Wunibalds Stimme zu hören und horchte auf.

„Was tust du da, Alter, vor diesem Göhnenbild?“ rief eine rauhe Stimme.

„Ich bete“, lautete die kurze Antwort Wunibalds.

„Was? du betest den Göhnen an? Herunter mit dem Baal! ins Feuer mit ihm!“ schrieen mehrere Stimmen.

„Röhrt mir das Bild nicht an, rate ich euch!“ hörte Wolfgang den alten Gesellen weiter sagen; und sofort ahnend, was folgen werde, eilte er durch die Büsche der Stelle zu, von wo der Streit herüberschallte. Noch kaum hatte er zwei Schritte getan, als er Schwerterklirren und gleich darauf einen durchdringen Schrei vernahm. „Herr Gott! Sie haben ihn erschlagen“, rief Wolfgang, seine Schritte beschleunigend. Aber es war zu spät: als er ankam, lag der Alte bereits zu den Füßen eines einjamen Bildstocks in seinem Blute. Die Mörder waren geflohen.

„Armer Wunibald!“ rief Wolfgang, sich zu dem Schwer verwundeten nieder-

knied. „Wo haben dich die Glenden verwundet?“

„Seid Ihr es? Gott Dank, daß Ihr da seid; so sterbe ich doch nicht so verlassen!“ sagte der Turmwart. „Hier am Kopfe; meine Mutter hat es mir ja immer prophezeit; aber es ist doch in einem ehrlichen Handel. Haben sie das Bild der schmerzhaften Mutter weggerissen?“

„Nein, du hast es verteidigt.“

„Es ist gut, es ist alles gut. Aber wir hätten nicht nach Zürich gehen sollen; der alte Glaube ist der bessere. Ach, wenn ich nur beichten könnte und die heilige Wegzehrung erhielte zu einem christlichen Geleite in die Ewigkeit! Es geht mit mir zu Ende — rasch, rasch — aber ich habe diese Gnade nicht verdient.“

„Du darfst noch nicht sterben“, tröstete der Jüngling den Verwundeten und bemühte sich, die klaffende Kopfwunde zu verbinden.

Wunibald verneinte es. „Bete für meine arme Seele“, sagte er; möge Gott meinen Tod gnädig als Sühne meiner Sünden annehmen! Heilige Maria, bitte für mich!“ Er zog einen Rosenkranz aus einem ledernen Taschchen hervor, fügte andächtig die Medaille und schlang ihn um seine Hand. „Ich habe ihn aus den welschen Kriegen; er ist vom Papste geweiht und es sind große Ablässe darauf.“

Dann betete der Verwundete eine Weile, und Wolfgang betete mit. Plötzlich wandte der Alte sich an den Jüngling und sagte: „Ich habe noch ein Wort mit Euch zu reden, bevor ich sterbe. Verlasset das Lager der Zwinglianer: ich weiß, was Euch nach Zürich hinüberzieht — Edlibachs Tochter. Aber sie ist nicht für Euch — der Säckelmeister hat sie dem Junker Frei verlobt.“

„Was sagst du?“ stieß der Jüngling heraus. „Nein, so falsch ist Edlibach nicht; ich kann es nicht glauben, ich will es nicht glauben!“

„Es ist doch so“, antwortete der Verwundete bestimmt. „Erinnert Ihr Euch an das Gespräch mit der alten Regula, als wir nach Zürich kamen? Sie hat mir nachher unter Tränen mitgeteilt, die Verlobung habe wirklich stattgefunden. Ich wollte es nicht glauben; denn sie war nicht selbst dabei zugegen gewesen. Aber heute mittag, als wir ausgezogen, sah ich an Junker Freis Hand einen Ring mit Edlibachs Wappen.“

„Schändlich, Schändlich!“ rief der Jüngling, und Schmerz, Beschämung und Zorn übermannten ihn. Es dauerte eine Weile, bis er sich fassen konnte. Das schmerzliche Stöhnen des Verwundeten brachte ihn wieder zur Besinnung.

„Es geht zu Ende“, sagte Wunibald mit brechender Stimme. „Legt mich so, daß ich das Bild der lieben Mutter Gottes sehen kann. So — vergelt es Gott! — Nun erwacht noch einmal mit mir Neu' und Leid! Möge Gottes Barmherzigkeit mich armen Sünder um des Blutes Christi willen in Gnaden annehmen! Betet — betet — und kehrt zurück.“

Der Sterbende atmete schwer; es mochte gegen Mitternacht sein, als er verschied, das gebrochene Auge im Tode noch fest auf das Muttergottesbild geheftet. Wolfgang sah dem Toten die Hände und schlang ihm den Rosenkranz um den Hals; dann kniete er nieder und betete für die abgeschiedene Seele.

Als er vom Gebete aufstand, war er ruhig. Die erste Szene, die er eben erlebt, hatte dem Sturme seines Herzens Stille geboten. Die Sterne schauten mit mildem Lichte vom Himmel herab, und rundum lag alles wie im tiefen Frieden. Die Wachtfeuer waren meist zusammengeküllt; die Knechte lagen um die glimmenden Brände hier in diesem Schlaf; kaum daß hin und wieder ein Wächter einen schlaftrunkenen Blick in die Nacht hinaus warf. Wolfgang überlegte, was er tun solle.

„Dß ich dieses Heer verlasse, ist ausgemacht“, sagte er. „Aber bevor ich gehe, will ich Gewißheit haben, und zwar diese Nacht noch.“ Hiermit wandte er entschlossen seine Schritte dem Fürschwander Hofe zu. Dort, wußte er, standen die Geschütze, und der Hauptmann Frei hatte ihre Bewachung seinem Sohne übertragen.

Ohne von den Wachen auch nur bemerkt zu werden, kam er an den Bauernhof. Die zu ebener Erde liegende Stube war erleuchtet; ein Blick durch die kleinen Fenster belehrte Wolfgang, daß der Junfer Frei mit einigen anderen jungen Zürichern bei Würfeln und Becher die lange Nacht verkürzte. Sofort trat er ein.

Die Spieler schauten unwillig auf, als die Türe sich öffnete. „Was gibt's?“ rief der Junfer Frei. „Ah — der Held aus Zug!“ fügte er spöttisch bei, als er Wolfgang ansichtig wurde — „der dem strengen Herrn Vater entsprungen ist — wie wird sich der gute Mann freuen,

wenn er seinen Sohn morgen siegreich in die Mauern der Vaterstadt einziehen sieht!“ Die Züricher lachten.

Wolfgang achtete diesen Spott keiner Entgegung wert; er sagte einfach: „Ich habe eine Frage an Euch zu stellen, Junfer Frei; wollt Ihr mit mir hinausgehen?“

„Wozu die Umstände?“ sagte der Junfer. „Ich habe vor meinen Freunden kein Geheimnis.“

„Wie Ihr wollt“, entgegnete Wolfgang mit gezwungener Ruhe, „es betrifft die Tochter Edlibachs.“

Naum hatte der Jüngling das Wort gesprochen — und er fühlte, wie ihm das Blut dabei ins Angesicht schoß —, so begegnete er lauten spöttischen Blicken.

„Ah“, rief Frei, „Ihr wollt mich bitten, Euch zu meiner Hochzeit mit dem Fräulein einzuladen.“

„Das lügt Ihr“, brach Wolfgang los, den die Nachricht sowohl als die Art, wie sie mitgeteilt wurde, empörte. „Agnes ist nicht Eure Braut; mir, mir ist sie versprochen! Und wenn Edlibach falsch an mir war, so hat doch Agnes in seine Treulosigkeit nicht eingewilligt.“

Die Züricher lachten hell auf. „Kennt Ihr diesen Ring?“ sagte der Junfer, einen goldenen Reif von seinem Finger ziehend. „Ich habe ihn von Agnes selbst. Es mag wohl sein, daß sie Euch vormals hold war; aber jetzt — denkt doch nur selbst: Ihr werdet der Patrizier-tochter doch nicht zumuten, einen landesflüchtigen Bettler zu ehelichen. Tröstet Euch — wer das Glück hat führt die Braut heim.“

„O spottet nur eines alten Schulfrau-
meraden. Falsch seid Ihr alle! Doch es soll kein Teil zwischen mir und Euch in Zukunft gemein sein; im guten Glauben bin ich auf Eure Seite getreten; jetzt weiß ich, was Ihr wollt — in dieser Stunde noch verlasse ich Euer Lager.“

„Oho — überlaufen wollt Ihr? Das werden wir Euch verleiden! Ihr habt den Fahneneid geschworen, und bei uns erwartet der Wellenberg einen Überläufer! Nehmt ihn fest und bindet ihn!“

Die Züricher griffen zu den Waffen und drangen auf Wolfgang ein. In diesem Augenblick erschien ein Knecht in der Türe und schrie: „Es zieht ein starker Trupp vom Walde herüber!“ Und der Mann hatte seine Meldung noch nicht vollendet, als die Lust schon vom Kampfgeschrei der Angreifenden erdröhnte.

„Verrat!“ schrie der Junker und drang mit geschwungenem Schwerte auf Wolfgang ein. Aber gewandt wehrte dieser den Schlag ab, rannnte den verblüfften Knecht in der Türre über den Haufen und eilte hinaus — ihm nach die Zürcher. Allein wie sie das Freie erreichten, bot sich ihnen ein Anblick, der sie mit Schrecken erfüllte und nötigte, von der Verfolgung Wolfgangs abzustehen.

Die Sichel des Mondes war soeben im Osten emporgestiegen, in ihrem schwachen Lichte sahen der Junker und seine Gesellen den Hügel oberhalb des Lagers mit weißen Gestalten bedeckt, welche sich mit geflügelter Eile unter dem Rufe: „Maria, die Mutter Gottes!“ von dem das Echo der Bergschluchten widerholte, auf die schlaftrunkenen Wachen der äußeren Linie warfen. Die Wachen hielten den Anprall nicht aus, und schon wälzte sich der Knäuel von Fliehenden und Verfolgenden dem Hause zu, wo die Geschütze standen. Umsonst versuchte der Junker, die Flüchtenden zum Stehen zu bringen; erst bei den Geschützen gelang es ihm. Da sammelten sich die aus dem Schlaf emporgeschreckten Zürcher, und es kam zu einem blutigen Handgemenge. Die Tapfersten der Zürcher fielen, unter ihnen der Landeshauptmann Frei, fünf andere Hauptleute, mehrere Ratssherren und mancher angesehene Biedermann. Aber die Tapferkeit dieser Leute konnte den Schrecken, den der plötzliche Übersall den Scharen eingejagt hatte, nicht bannen, und der waltende Haufe hielt dem wuchtigen Andrang der erbitterten Bergbewohner nicht stand. Bald waren die Geschütze genommen. Da warf sich die Schar der Zürcher in wilder Flucht auf den unteren Heerhaufen, der sich eben zum Kampfe ordnete. Wieder entbrannte ein wildes Handgemenge, und nach einer blutigen halben Stunde löste sich das ganze Heer der Zürcher in regellose Flucht auf. Bei derselben büßten aber noch mehr ihr Leben ein als im Kampfe, indem sie bei Nacht in der unbekannten Gegend über Felsen und in Schluchten stürzten oder den ergrimmten Hirten in die Hände fielen. Auch der Junker Frei endete sein Leben durch einen unglücklichen Sturz über eine Felswand im Lorzentobel.

Der Morgen dämmerte, als sich die Sieger auf der Walsstatt wieder versammelten. Jubelnd drückten sie sich die Hände. „Allgewonnen! Allgewonnen!“ hieß es. „Gott und Unserer Lieben Frau

sei Lob und Dank!“ Nach alter Sitte knieten sie nieder und beteten. Die Beute an Geschütz, Fahnen, Harnischen, kostbaren Gewehren war reich.

Inzwischen war man beschäftigt, die Verwundeten aufzusuchen und ihnen Pflege angedeihen zu lassen. Allen voran eiferte der fromme Pfarrherr von Ageri, der als treuer Hirte mit den Seinen in den Kampf gezogen war, um den Sterbenden geistliche Hilfe, den Verwundeten leibliche Pflege zu widmen. Mehr als ein Zwinglianer war froh, in seinen letzten Nöten einen Priester zu finden; denn die neue Lehre hatte damals noch nicht so feste Wurzeln gesetzt. Eben durchging der Pfarrherr die Gefallenen am Fürschwander Hause. Zwischen Leichen fand er einen Jüngling in seinem Blute, der frampfhaft das Erkennungszeichen der Katholiken, das weiße Tuch, jetzt rot gefärbt, um die Schultern hielt. Wie der Priester das bleiche Gesicht mit den schönen braunen Locken sah, fuhr er erschrocken zurück. Er hatte den Sohn des Bannerherrn bei Besuchen in Zug öfters gesehen. „Seid Ihr es, Herr Kolin?“ fragte er niedergliedert.

Der Verwundete schlug die Augen auf und lächelte, als er den bekannten Pfarrherrn erblickte. Aber sofort schlossen sich seine Augenlider; er war zu schwach, eine Antwort geben zu können. Der Priester sah es, flößte ihm etwas Wein ein, untersuchte und verband die Wunde. Es war ein klaffender Schnitt in der rechten Schulter, der bis aufs Schlüsselbein eingedrungen war. Der Blutverlust mußte groß gewesen sein. Der Seelsorger versuchte nochmals, den Verwundeten zu sich zu bringen; aber der Jüngling lag in tiefer Ohnmacht; da spendete er ihm das heilige Sakrament der Ölung. Dann ging er und rief einige seiner Pfarrkinder: „Der Sohn des Bannerherrn Kolin liegt schwer verwundet da. Macht euch eine Tragbahre und tragt ihn heute noch sorgsam nach Zug hinunter.“

Schleunig wurde der Wunsch des Pfarrherrn ausgeführt.

Wolfgang hatte in der Dunkelheit und Verwirrung des ersten Angriffes einige Augenblicke unbemerkt dem Kampfe zugesehen. Dann nahm er sich von einem Gefallenen ein weißes Tuch, rasch begreifend, was dieses zu bedeuten habe, und stürzte sich in die Schlacht.

„Vater, Schwester“, sagte er, „ihr sollt wenigstens den Trost haben, daß man meine Leiche mit den Unsern und mit dem Feldzeichen der Katholischen finde.“

VIII. Ausgesöhnt

Der Winter hatte seine Vorboten ins Land geschickt; auf den Bergen war schon seit Tagen Schnee gefallen, und nun wirbelten die Flocken auch drunter im Tale, als wollten sie das ganze Land im Sturme nehmen. Der Zugersee schäumte und brauste unter den heulenden Stößen des Nordwestwindes, der graues Schneegewölk an den Bergen dahintrieb.

Hedwig saß am Bette des schwerkranken Bruders. Bewußtlos war er vor einer Woche ins Haus gebracht worden; dann hatte sich ein heftiges Fieber eingestellt.

„Gemütserschütterung“, sagte der Feldscherer lippischüttelnd, „mehr noch als diese Wunde scheint diesen heftigen Paroxysmus zu verursachen.“

Die Schwester strichte, die Augen auf Wolfgang gehetzt. Die alte Magd öffnete leise die Türe; Hedwig erhob sich und verließ geräuschlos das Zimmer.

„Der Herr Pfarrer läßt Euch fragen, wie es mit dem Kranken stehe.“

„Er schläft seit gestern abend. Die Hitze und das wirre Reden haben, Gott sei Dank, nachgelassen.“

„O das ist gut! Der Doktor hat gesagt, so müsse es kommen, wenn es sich zum Guten wende. Ich habe aber auch gestern abend im Beinhause jedem der heiligen vierzehn Nothelfer ein Kerzlein angezündet.“

Hedwig trat leise wieder an das Krankenbett, und wie ihr Blick so voll Liebe und Mitleid auf dem Angesichte des Bruders ruhte, siehe, da öffneten sich seine Lider, und sein Blick war nicht mehr so starr und trüb wie in den letzten Tagen, sondern klar und seelenvoll. Das Auge schloß sich zwar sofort wieder; aber ein wehmütiges Lächeln lag über die Züge des Kranken — es war kein Zweifel, er hatte seine Schwester erkannt.

„Wolfgang, Wolfgang!“ rief die treue Seele, die Hand des Kranken fassend. „Gott und der seligen Jungfrau sei Dank, welche dich uns wieder schenkt!“

Ein schwacher Händedruck war die Antwort, und wieder senkte sich wohltuender Schlummer auf die Augen des Verwundeten. Das Mädchen aber betete: „Nimm mein Opfer an und schenke ihn uns ganz wieder!“

Zwei Wochen waren verflossen. Wolfgang's Genesung hatte solche Fortschritte gemacht, daß er für Stunden sein Lager verlassen konnte, dank der Kraft seiner

Jugend und der liebevollen Pflege der Schwester. Da kam die frohe Kunde, der Friede sei geschlossen. Nach den beiden verlorenen Gefechten bei Kappel und auf dem Gubel hatte sich Mutlosigkeit des reformierten Heeres bemächtigt, und wie sehr auch die Räte auf Fortsetzung des Krieges drangen und die Prädikanten eiferten: im Lager der Zwingliker war die Stimmung keine kriegerische. Offen sprach man es aus, die Katholiken seien Biederleute; sie hätten männlich gehandelt und ihr gutes Recht nach Gebühr geschirmt, und Gott habe gerichtet. So kam es zum Frieden. Auf dem Hof Deinikon bei Baar traten die Abgesandten unter freiem Himmel auf Sankt Otmarstag, den 16. des Wintermonats 1531 zusammen — der Ort, die „Bühni“ genannt, wird heute noch an der alten Straße unterhalb des Breitholzes gezeigt. Da verhandelten sie die Friedensartikel und umarmten sich unter Freudentränen. Der Bannerherr Kolin tat viel zu dieser glücklichen Vereinigung; sein Name steht mit auf der denkwürdigen Urkunde. In ihr wurde der alte katholische Glaube den fünf Orten verbürgt, sie in allen ihren Rechten und Herrlichkeiten bestätigt, und Schadener saß versprochen. Groß war die Freude in den katholischen Kantonen: von Tal zu Tal verkündeten es die Glocken und von Berg zu Berg die Freudenfeuer.

An einem der letzten Tage des Wintermonates zog das siegreiche Heer mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel in Zug ein, um Gott in derselben Kirche Dank zu sagen, von der es zum Kampfe ausgezogen war. Die Winteronne glitzerte und spielte in den Waffen und Rüstungen der Sieger: unendlicher Jubel erfüllte die Gassen des Städtchens. Auf dem Platz unter den Linden wurde die Beute aufgestellt: einunddreißig Geschütze auf Rädern, mehrere hundert Hakenbüchsen und kostbare Gewehre, sechs eroberte Fahnen, dazu Harnische, Helme und Waffen in hunder Menge.

Wolfgang saß am Fenster und schaute dem Zuge zu. Hedwig stand neben ihm.

„Da kommt der Vater; schau, wie stattlich er zu Pferde sitzt, und wie fest seine Hand das wallende Banner trägt. — Sieh, er grüßt uns.“

„Der Gruß hat dir gegolten, Hedwig“, erwiderte Wolfgang.

„Auch dir, glaube mir, lieber Bruder. Ich sagte es dir schon gestern, du tußt

dem Vater unrecht, wenn du wähnst, er werde dir nicht verzeihen.“

„Ich habe ihn zu bitter und zu tief verletzt. „Mein Sohn — ein Verräter“, das steht unauslöschlich in seiner Seele geschrieben! Nein, er kann es mir nie vergessen“, flagte gesenkten Hauptes der Genesende.

„Und ich weiß, daß er dir verziehen hat“, erwiderte die Schwester. „Unser würdiger Herr Pfarrer ist bei ihm im Lager gewesen. Er hat deinetwegen mit dem Vater gesprochen und ihm alles gesagt, wie du nie vorhattest, den Glauben zu verleugnen, und wie die Züricher dein vertrauendes Herz betrogen haben.“

„Und hat er mir Verzeihung verheißen?“

„Er erwartet, und mit Recht, daß du ihn darum bittest; — nicht wahr, du tuft es, lieber Bruder?“

„Ich werde es tun; es ist meine Pflicht.“

„Gott sei gepriesen!“ schloß die treue Schwester.

Der Tag ging laut und fröhlich vorüber. Das Haus war voll von Gästen. Die Dämmerung kam, und noch hatte Kolin seinen Sohn nicht besucht. Endlich trat Hedwig in die Stube des Genesenden.

„Hat der Vater nach mir gefragt“, forschte Wolfgang ängstlich.

„Er hat sich einmal nach deinem Be-
finden erkundigt“, sagte die Schwester,
„dann hatte er den ganzen Tag vollaus mit den Gästen zu tun. Jetzt ist er allein drunter in der Stube.“

„So will ich zu ihm hinunter; aber lasst vorher ein Vaterunser beten.“

Die Geschwister knieten nieder und beten; dann stieg Wolfgang, auf Hedwigs Arm gestützt, die Treppe hinunter. Sie traten in die Stube. Der Vater richtete sich auf, und als er seines Sohnes ansichtig wurde, erfaßte ihn eine gewaltige Bewegung. Wohl hatte er dem ehrwürdigen Pfarrherrn versprochen, seinen Sohn mit Ruhe und Liebe aufzunehmen; aber der plötzliche Eindruck war zu überwältigend. Zürnend blickte sein Auge auf den Jüngling, und mit hartem Tone sagte er: „Mädchen, wen bringst du hier?“

„Vater, Vater! redet nicht so — es ist doch Euer Sohn, Euer reumütiger Sohn!“

„Er hat sein Land verleugnet, seinen Glauben verleugnet —“

„Und Gott hat ihn heimgesucht und er-

barmungsvoll zurückgeführt. Wo Gott verziehen hat, da sollt auch Ihr verzeihen. An uns allen hat er Barmherzigkeit geübt und uns wider jede menschliche Hoffnung diesen glorreichen Sieg verliehen. Wie könnt Ihr an diesem Tage der Erbarmung hart und unerbittlich sein? Und dann, hat er seinen Fehlritt nicht dadurch geführt, daß er im Kampf für unsern heiligen Glauben seine Wunde empfing?“

Die Worte der Jungfrau machten einen tiefen Eindruck auf den Vater; er sah seinen Sohn, der flehend vor ihm niedergesunken war, und sprach in mildem Tone: „Du hast eine gute Fürsprecherin, Wolfgang. Um Gottes willen, der uns diesen herrlichen Sieg verlieh, und um deiner Schwester willen, die für dich bittet, verzeihe ich dir und nehme dich wieder als Sohn an.“

„Gott und die heilige Jungfrau seien gepriesen in Ewigkeit!“ rief Hedwig.

Und der Vannerherr hob seinen Sohn auf und gab ihm den Versöhnungskuß.

Bald kam das heilige Weihnachtsfest. An diesem schönen Tage durste Wolfgang zum erstenmal das Haus verlassen. Sein erster Gang war nach Sankt Oswald. Dort empfing er neben Vater und Schwester das Brot der Engel, den Friedensfürsten; noch nie hatten die drei den Gefang der Engel so gut verstanden wie diesmal:

„Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!“

Um Abend sang Wolfgang dem Vater und der Schwester ein schönes Weihnachtslied, und Hedwig begleitete die schlichte Melodie auf ihrer Harfe. Das Lied lautete:

Ich hab' gesehnt, gerungen
Und fand den Frieden nicht,
Bis mir ins Herz gedrungen
Ein seltsames Gedicht.

Das sang von einem Kinde
In einer Krippe klein,
Rings brauseten die Winde,
Es ging durch Mark und Bein.

Das sang von einer Frauen,
So überirdisch schön,
Wie Lilien auf den Aluen
Bei rauhen Dornen stehn.

Das sang von Engelskören,
Von süßem Liederschall:
„Gott in der Höh' sei Ehre,
Friede den Menschen all!“

Und als im Herz erklingen
Dies himmlische Gedicht,
Da hat die Nacht durchdrungen
Ein freudig Friedenslicht.

Das strahlet gar so helle
Durch meine Seele hin,
Muß stets nun an der Schwelle
Des armen Stalles knien.

Muß schauen mit Vertrauen
Aufs holde Kindlein,
Muß siehn zur lieben Frauen,
Sie soll mir Mutter sein!

Sch hab' gesehnt, gerungen
Und fand den Frieden nicht
Bis mir ins Herz gedrungen
Dies göttliche Gedicht.

So sang der Jüngling, und alle drei
dankten dem göttlichen Kinde, das mit
seinem Frieden in ihre Herzen eingefehrt
war.

Dann hatte Hedwig eine Unterredung
mit ihrem Vater. Sie dauerte lange;
endlich sagte er: „Gehe und bringe das
Opfer, das du gelobt hast. Sei eine reine
Braut Christi; bete für uns und unser
Land.“

Auch Wolfgang hatte nicht lange nach-
her mit dem Vater zu reden. „Vater“,
sagte er, „es drängt mich, meinen Fehl-
tritt zu führen. Ich habe, von irdischer
Liebe verblendet, mein Schwert den
Feinden unserer Kirche geliehen. So will
ich denn aller irdischen Liebe entsagen
und meinen Arm der Verteidigung uns-
res Glaubens weihen. Ich gehe nach
Italien und will um das Ordenskleid des
hl. Johannes des Täufers flehen. Seine
Ritter haben in diesen Jahren Rhodus
so heldenmütig verteidigt; in ihren Reihen
möchte ich kämpfen und, wenn es
Gottes Wille ist, fallen.“

Da flammte das Auge des Banner-
herrn, und er sagte: „Ziehe hin, mein
Sohn, und weihe deinen Arm dem
Kampfe gegen den Erbfeind der Chri-
stenheit! Geht, geht, meine Kinder! wenn
euch Gott haben will, so will ich euch
nicht zurückhalten.“

Als der Frühling kam und der Schnee
auf den Bergen schmolz, schieden die bei-
den Geschwister von Zug. Hedwig ging
nach Einsiedeln; dort nahm sie in dem
einsamen Klosterlein in der Au den
Schleier. Wolfgang zog über die Alpen
nach Rom und von da nach Malta, wo
er in den Orden aufgenommen wurde.

Drei Jahre später, als die Kunde von
der Eroberung von Tunis Europa durch-
slog, meldeten durch die Schweiz heim-
kehrende Krieger, unter der tapferen
Schar der Malteser habe auch ein junger
Zuger sich ausgezeichnet und sei von Kai-
ser Karl zum Ritter geschlagen worden.

Das war eine frohe Kunde, die der
Bannerherr von seinem Sohne erhielt.
Der würdige Mann lebte noch viele
Jahre, von seinen Mitbürgern geachtet
und geehrt, bis er endlich hochbetagt im
Frieden seine Augen schloß. Sein An-
denken ist im Segen. Spätere Geschlech-
ter haben sein Bild in Stein gehauen,
und heute noch steht er, von Kopf zu
Fuß gewappnet, das Zuger Banner in
der Hand, auf der stattlichen Brunnen-
säule vor dem Hause, das er ehemals
bewohnte — ein mahnendes Bild aus
einer kraftvollen Zeit, die für Recht und
Glauben zu kämpfen und zu siegen
wußte.

Lange vor ihm starb drüben in Zü-
rich der Sädelmeister Edlibach. Sein Le-
bensabend war nicht so milde wie der
seines vormaligen Freundes in Zug.
Nach dem Tode des Junkers Frei hatte
er seine Tochter gegen ihren Willen zu
einer Ehe mit einem anderen vornehmen
Zürcher gebracht. Die Ehe war unglück-
lich, und Agnes starb bald. Darob
grämte sich der alte Mann, und noch
ein anderer Wurm nagte an seinem Her-
zen — bittere Gewissenszweifel. Er war
nie von der neuen Religion überzeugt
gewesen, und nun fühlte er sein Ende
nahen. Es ereilte ihn, bevor er in diesen
Kämpfen zu einem Entschluß gekommen
war. Nach seinem Tode verließ die alte
Regula Zürich; sie wollte das Glück ha-
ben, mit den Trostungen der katholischen
Religion sterben zu können.

Hedwig verlebte lange Jahre voll hei-
liger Ruhe im Klosterlein in der Au;
Gebet und Arbeit fürgten die Stunden.
In Demut und Liebe leuchte sie den
krommen Schwestern allen vor, gleich
einer duftenden Lilie unter den Blüten
des Gartens. Als die ehrwürdige Ab-
tissin starb, wurde die Schwester Maria
von der Opferung — so lautete Hedwigs
Klostername — einstimmig zu ihrer
Nachfolgerin erwählt. Unter ihrer mil-
den Leitung erreichte das Kloster die
schönste Blüte. Endlich nahte auch ihr
Ende; es war sanft und heilig wie ihr
Leben. „Ich komme, ich komme“, sagte sie
in ihren letzten Augenblicken mit ver-
klärtem Antlitz. „Heilige Engel, führt

mich zu meiner Mutter, zu meinem Bräutigam.“ Die guten Nonnen weinten sehr, da sie ihre ehrenwürdige Mutter in das Grab senkten.

Als die ersten Rosen auf ihrem Hügel blühten, kam eines Nachmittags der gnädige Abt von Einsiedeln mit einem fremden Pilger an die Klosterpforte. „Macht uns euren Gottesacker auf, Schwester Julian; der Pilger hier möchte eines eurer Gräber sehen.“ Die Pförtnerin folgte verwundert dem Be- fehle des Abtes und staunte nicht wenig, als sie den hochgewachsenen greisen Pilger entblößten Hauptes am Grabhügel der letzten Abtissin niederknien sah. Lange weilte er da im Gebete; als er sich erhob, brach er eine weiße Rose, die ihren Kelch soeben entfaltet hatte.

„Es ist der Bruder eurer seligen Abtissin“, sagte der Abt zu den verwunder- ten Nonnen, „ein Malteserritter. Er ist

nach Maria-Einsiedeln gekommen, um seinem Gelübde gemäß das Schwert, das er vorigen Herbst bei Lepanto gegen die Türken führte, in der Gnadenskapelle aufzuhängen. Der andere Zweck seiner Reise, die liebe Schwester, welcher er viel ver- dankt, noch einmal zu sehen, ist ihm nicht erfüllt worden — Gott wird die Ge- schwister aber in der himmlischen Heimat mit einem ewigen Wiedersehen er- freuen.“

Am folgenden Morgen reiste der Pil- ger wieder ab, Italien zu. Und über Jahr und Tag legte auch er sich zur Ruhe, und die Ordensbrüder zu Malta gruben ihm ein Grab und pflanzten weiße Rosen darauf, gerade solche, wie auf dem Hügel seiner Schwester blühten, deren Opfer ihm Gnade und Erbarmung bei der Mutter aller Barmherzigkeit verdient hatte.

Ende!

„Wer den Wert des wahren Glaubens zu schätzen weiß und auch nur einen Funken christlicher Nächstenliebe in sich trägt, der wird gewiß so vielen armen Brüdern, die in der Finsternis und im Schatten des Todes schmachten, nach Kräften zu Hilfe eilen.“

Pius X.

Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus“ wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neu- geweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen Mitgliedern der Genossenschaft eine hl. Kommunion aufgeopfert.

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.